Kann sogar die Prävention falsch sein?

Über das militärische Denken in der Medizin

Dass etwa 50% der Menschen, die einen Arzt aufsuchen, zwar irgendetwas, jedoch nichts medizinisch zu Behandelndes fehlt, ist eine alte Regel. Was diese Patienten eigentlich brauchen, sind ein paar Tage Ruhe, etwas Ermutigung oder einfach, dass sich einmal jemand um sie kümmert. Die Medizin kann dazu immerhin kompensatorische Rituale bieten, aber diese sind manchmal kaum besser, als wenn man ein quengelndes Kind mit Schokolade voll stopft oder es vor den Fernseher setzt, statt mit ihm zu spielen.

Mit den wissenschaftlich-technischen Fortschritten der Medizin haben sich diese Rituale nun aber nicht nur immer weiter von den menschlichen Formen entfernt, in denen ein kluger Hausarzt immer schon mit den verborgenen Bedürfnissen seiner Patienten umging, sondern sie sind auch immer aufwendiger geworden. Die Zahl der Menschen, die auf der Suche nach dem, was ihnen eigentlich fehlt, vergeblich von Facharzt zu Facharzt wandern und von Mal zu Mal teureren Untersuchungen ausgesetzt werden, scheint zuzunehmen. Da die Grenzen des Wachstums in der Medizin erreicht sind, nähern wir uns nun aber der Situation, in der die immer aufwendigeren medizinischen Leistungen nur noch denen zugute kommen werden, die sie privat bezahlen können.

Zwei Berliner Ärzte, Michael de Ridder und Wolfgang Dissmann, haben sich angesichts des «gesellschaftlichen Bebens», das hier auf uns zukommt, kritisch dazu geäußert, dass «die Medikalisierung der Gesellschaft ein unvertretbares Ausmass erreicht hat» [Süddeutsche Zeitung, 27./28. Mai 2000]. Dies zeige sich «in weit überhöhten Ärztezahlen und überflüssigen Krankenhausbetten ebenso wie daran, dass mehr als 50% der Patienten in allgemeinärztlichen und internistischen Praxen unter offensichtlichen, körperlich nicht fassbaren Befindensstörungen leiden, aber dennoch ohne ausreichende Begründung einer folgenlosen, oftmals kostspieligen und risikoreichen medizinischen Diagnostik ausgesetzt werden». Die Medizin müsse sich deshalb fragen lassen, «ob der Aufwand für sie ihrem Ertrag für den Bürger noch entspricht».

Diese Frage ist nun aber natürlich, und so meinen es auch die zitierten Autoren, nicht nur für die eine Hälfte der Arztbesucher zu stellen, sondern auch für die anderen 50%. Die eingangs zitierte Regel besagt hier, dass 25% der Arztbesucher zwar etwas medizinisch Fassbares fehlt, dass diese Patienten aber ohne eine ärztliche

Behandlung genauso schnell und genauso gut wieder gesund würden wie unter Mitwirkung des Arztes. Dies sind die bekannten Fälle, in denen man auf die eine Weise 14 Tage, auf die andere 2 Wochen krank ist.

Was aber ist mit den verbleibenden 25%? Die Regel besagt, dass hier wirklich ein Arzt gebraucht wird, aber damit ist noch nicht gesagt, dass die Art der Behandlung, in die sich ein Kranker begibt, für ihn die richtige ist. Hier nun, so hätte ich gedacht, verdienen die naturwissenschaftlich-technischen Entwicklungen der neueren Medizin, zumindest teilweise, als echte Fortschritte gewürdigt zu werden. Ridder und Dissmann aber lassen auch diese Anerkennung nicht uneingeschränkt durchgehen. Bei näherem Hinsehen zeige sich nämlich beispielsweise, «dass die Flutwelle schwerster Infektionskrankheiten im letzten (20.) Jahrhundert längst vor Beginn der antibiotischen Ära abebbte, weil sich die Lebensbedingungen (Wohnverhältnisse, Ernährung, Hygiene) entscheidend verbessert hatten».

Ebenso stehe es mit der verbreiteten Annahme, dass vor allem die Fortschritte der naturwissenschaftlich-technisch ausgerichteten Medizin der letzten Jahrzehnte zu einer Abnahme der kardiovaskulären Erkrankungen und Todesfälle geführt haben. Der Rückgang von Herz/Kreislauf-Erkrankungen habe nämlich bereits weit vor der Zeit eingesetzt, in der die ersten medizintechnischen oder pharmakologischen Behandlungsmöglichkeiten (Bypass-Chirurgie, Ballon-Dilatation usw.) zur Verfügung gestanden hätten.

Dass falsche Lebensweisen medizinisch-technisch nicht so leicht zu kompensieren sind, ist ja eigentlich sogar beruhigend. Auch die jüngst angekündigte Pille, welche die Folgen einer beliebig törichten Ernährung zu kompensieren versprach, wird dann wohl hoffentlich nicht funktionieren.

Beruhigend ist auch, dass es nicht nur gesunde Nichtmediziner und Naturfreunde sind, welche eine solche Kritik üben. In der herrschenden Medizin wird die Kritik zwar nicht gern gehört, zumal dabei auch noch viel Geld im Spiel ist. Falls es aber gelingen sollte, unser Gesundheitswesen noch vor dem absehbaren «gesellschaftlichen Beben» von seiner Fixierung auf Krankheiten und technische Abhilfen zu befreien, wird die Zunft sich dermaleinst gerade auf die Kritiker in den eigenen Reihen berufen, um sagen zu können:

«Wir selbst, die Mediziner, haben doch rechtzeitig gemerkt, dass wir auf dem falschen Weg waren.»

Umso vordringlicher wird dann aber die Frage, welcher Weg der richtige wäre. Natürlich müsste es erstens, zweitens, drittens, viertens, fünftens, sechstens und siebtens um die Förderung der Gesundheit und die Prävention von Krankheit, achtens um die Behandlung dennoch eingetretener Krankheiten gehen. Kann es aber richtig sein, dies in demselben Geist und mit derselben Einstellung zu tun, die bisher der Bekämpfung von Krankheiten gewidmet waren? Unter der Vorsorge wird vielfach nur verstanden, dass man dasselbe, was jetzt in der Regel zu spät und unter zu grossem Aufwand geschieht, klugerweise kommen sehen und «den Feind» sozusagen schon früher abfangen möchte. Beispielsweise ist die prädiagnostische Medizin so gemeint, dass man es möglichst gar nicht erst zu Krankheiten kommen lässt, sondern bereits die entsprechenden Anlagen im Erbgut frühzeitig ermittelt und unter Prävention versteht, dass die Anlagen weitgehend eliminiert werden.

Beunruhigend finde ich in diesem Zusammenhang nicht nur die hier üblicherweise thematisierten eugenischen Fragen, sondern bereits das strategische, d. h. militärische Denken (griech. *στρατηγός* = der Feldherr). Krankheiten gehören doch wohl irgendwie zum Leben – in einer verfahrenen Lage kann man sogar dankbar für eine Krankheit sein. Die Anlagen, die hier eliminiert werden sollen, haben also vielleicht auch ihr Gutes, und sei es nur die Chance der Krankheit als des – nach dem gesunden – zweitbesten Austrags eines Konflikts. Kann es dann richtig sein, Krankheiten grundsätzlich wie einen Feind zu behandeln? Zur Prävention von Kriegen werden ja auch nicht nur militärische Abwehr- und Frühwarnsysteme aufgebaut, sondern die Priorität liegt beim friedlichen Zusammenleben. Die prädiagnostische und daraufhin präventive Medizin kommt mir so vor, als würde man die Aussenpolitik von vornherein dem Verteidigungsminister oder gar dem Militär selbst überlassen.

Möglicherweise ist nicht einmal eine Krebserkrankung einfach nur ein Feind. In einem Artikel eines Heidelberger Krebsforschers, Peter H. Kramer, ist mir aber aufgefallen, dass der Autor das Zusammenleben der Zellen im gesunden Organismus mit dem Zu-

sammenspiel eines Symphonieorchesters verglich und die Tumorzellen demgegenüber ohne weiteres als «asozial» bezeichnete. «Krebs ist ein komplizierter Feind», so las ich, nämlich ein Auslöser von Genkrankheiten. Krebszellen «gezielt ins Visier zu nehmen» entspreche dem Versuch, «mit einem Gewehr mit Zielfernrohr in einem Schwarm von Vögeln den einzigen Sperling zu treffen.» Strategisch geschickter sei es, die Tumorzellen stattdessen in den Selbstmord zu treiben, und darauf lege die wissenschaftliche Forschung es nun an. Einfache Siege aber seien noch nicht in Sicht. Dies ist der Jargon eines Generals oder Terrorismus-Bekämpfers. In den internationalen Konflikten aber hat man doch schon verloren, wenn es überhaupt zu einem Krieg kommt – egal welche Seite ihn «gewinnt». Asoziale einfach zu bekämpfen ist bekanntlich auch nicht der Weisheit letzter Schluss, denn sogar die Asozialen sind ein Bild der Gesellschaft und nicht das schlechteste, allerdings von unten. Gilt nicht am Ende sogar für Krebs, dass er die Krankheit *von jemand* ist und eine der Herausforderungen, die zum Leben – genauer gesagt: zu *unserem* industriegesellschaftlichen Leben – gehören?

Frieden zu halten und gesund zu bleiben sind sehr ähnliche Aufgaben. Hier wie dort sind wir leider noch nicht so weit, Gewalt grundsätzlich ausschliessen zu können. So wie wir aber die internationalen Beziehungen nicht im militärischen Bewusstsein pflegen, dürften wir auch die Gesundheit nicht einfach den Feinden der Krankheit überlassen. Sollte es tatsächlich dermaleinst dazu kommen, dass unser Gesundheitswesen im Wesentlichen der Vorbeugung gewidmet wird, sollten wir statt der Prävention – von Krankheiten – vielleicht sogar lieber nur von der Vorsorge und Gesundheitspflege sprechen. Komplementärmedizin und Naturheilkunde sind diesem Ziel schon näher als die Schulmedizin. Es ist wichtiger, hier auf noch bessere und weitergehende Lösungen hinzuarbeiten, als wegen der «Vergleichbarkeit» im militärischen Denken mithalten zu wollen. Die Leser dieser Zeitschrift sind eingeladen, den Unterschied zwischen der friedlichen und der kriegerischen Gesundheitspflege aus ihrer Erfahrung zu veranschaulichen.

K. M. Meyer-Abich, Essen